

Unterwegs in drei asiatischen Metropolen:



Kuala Lumpur Singapur + Hanoi

**Eindrücke und Erfahrungen
von einer Reise nach Südostasien**

Liebe Leserin, lieber Leser,

Bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ die folgenden Beiträge erschienen. Sie stehen in gedruckter Form zur Verfügung (farbiges Deckblatt, geklammert, A4) und können gegen Erstattung der Unkosten (ca. 5 Cent je bedruckte Seite + Versand) bestellt werden:

- SB 1: GENE, GENETIK, GENTECHNIK? (Dem Geheimnis des Lebens auf der Spur) - 19 Seiten
- SB 2: Unter die Lupe genommen: Biomedizin, Gentechnik, Ethik – (In-vitro-Fertilisation, Klonen, Stammzelltherapien und Embryonenforschung, Pränatale genetische Diagnostik, Präimplantationsdiagnostik, Gentherapie, Gentechnische Herstellung von Medikamenten, Ethisch-theologische Erwägungen); Hrsg. der Originalfassung dieser Arbeitshilfe: Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Radebeul, 2001; überarbeitete und aktualisierte Ausgabe – 60 Seiten
- SB 3: Grüne Gentechnik - Essen aus dem Genlabor? – Der Einsatz der Gentechnik in der Landwirtschaft und in der Nahrungsmittelherstellung - 19 Seiten
- SB 4: Gut gerüstet für den Ernstfall - Wie ich selbst VORSORGE treffen kann für Unfall, Krankheit und Alter – Betreuungsverfügung, Vorsorge-Vollmacht, Patientenverfügung – mit Muster-Formularen - 20 Seiten
- SB 5: Glaube und Naturwissenschaft im Spannungsfeld von Weltbildern und Bibelverständnissen, Ideologie und Ethik; Beispiele „Schöpfung contra Evolution?“ und „Stammzellforschung“ - 39 Seiten
- SB 6: Organspende - Pflicht aus Nächstenliebe oder Verstoß gegen die Menschenwürde? - 15 Seiten
- SB 7: Sonne, Mond und Sterne ... Der Mensch im Kosmos; Vom Werden und Vergehen der Gestirne - und was das Geschehen am (physikalischen) Himmel mit unserer Existenz zu tun hat – 19 Seiten
- SB 8: Ist die Welt ein Würfelspiel? – Entdeckungen der Chaosforschung – 17 Seiten
- SB 9: Wie viele Menschen (er-)trägt die Erde? Überlegungen zum Wachstum der Weltbevölkerung – 11 Seiten
- SB 10: Klima-Wandel – vom Menschen verursacht? (Was es mit dem „Treibhauseffekt“ auf sich hat – und was uns das angeht) – 17 Seiten
- SB 11: Energie für die Zukunft – Einstiege und Ausstiege, 26 Seiten
- SB 12 In Würde sterben (Der Weg des Sterbens aus medizinischer, seelsorgerlicher und theologischer Sicht, Begleitung Sterbender, Sterbehilfe, Schmerztherapie, Hospizarbeit, Patientenverfügung); Hrsg. der Originalfassung dieser Arbeitshilfe: Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Radebeul, 2004, überarbeitete und aktualisierte Ausgabe - 57 Seiten
- SB 13: Schöpfung contra Evolution? – Glaube und Naturwissenschaft – wie Feuer und Wasser? - 13 Seiten
- SB 14: Gut leben statt viel haben – von Bedürfnissen und Lebensstil, Wachstum und Genügsamkeit - 14 Seiten
- SB 15: Klonen, Stammzellen, Embryonenforschung – Biomedizin, Gentechnik, Ethik – 15 Seiten
- SB 16: Unser tägliches Brot – Ernährungsgewohnheiten und ihre Folgen: für uns selbst, für Landwirtschaft und Umwelt und für die Dritte Welt – 13 Seiten
- SB 17: „GOTT würfelt nicht!“ Wenn Naturwissenschaftler von GOTT reden – was meinen sie damit? Sammlung von Äußerungen von Aristoteles, Galilei, Newton, Darwin, Planck, Einstein, Hawking und anderen Naturwissenschaftlern – 17 Seiten
- SB 18: Kritische Stimmen zur Evolutionstheorie und zur historisch-kritischen Auslegung der Bibel: „Kreationismus“, „Intelligent Design“, „Schöpfungs-Wissenschaft“; Sammlung von Zitaten und Argumenten und deren (selbst-) kritische Bewertung - 24 Seiten
- SB 19: Hirnforschung und Willensfreiheit – Argumente, Interpretationen, Deutungen – 20 Seiten
- SB 20: Genetik und Gentechnik – Fakten, Argumente, Zusammenhänge (Sammlung von Fakten und Zitaten aus Medienmeldungen seit 2000, geordnet in etwa 20 Themenbereichen, wird mehrmals pro Jahr ergänzt; Ausdruck auf Anfrage; aktuelle Fassung im Internet unter www.krause-schoenberg.de/gentechnikfakten.html – ca. 160 Seiten
- SB 21: Schöpfungstheologie – Zitatensammlung aus drei Büchern von Eugen Drewermann zu Religion und Naturwissenschaft (Herkunft des Menschen – Biologie – Kosmologie) – 18 Seiten
- SB 22: Darwin im Originalton; Zitate aus seinen Büchern: „Reise eines Naturforschers um die Welt“ (1839), „Die Entstehung der Arten“ (1859) und „Die Abstammung des Menschen“ (1871) – 25 Seiten
- SB 23: Entdeckungen im Koran – eine Auswahl von Zitaten – 12 Seiten
- SB 24: Von Schöpfung, Paradies und Sündenfall – wie Juden die Heilige Schrift lesen, verstehen und auslegen – 28 Seiten
- SB 25: Kernenergie – Ende aller Sorgen oder Sorgen ohne Ende? Siebzig Jahre Kernspaltung – Rückblick und Ausblick – 18 Seiten
- SB 26: Tansania – Traum und Albtraum; Erlebnisse, Erfahrungen und Eindrücke von einer Reise nach Ostafrika im Oktober 2008 – 16 Seiten
- SB 27: Mit BIOENERGIE gegen Klimawandel und Rohstoffverknappung? Chancen und Grenzen bei der Nutzung nachwachsender Rohstoffe – 11 Seiten
- SB 28: Charles Darwin – Leben, Werk, Wirkung – 18 Seiten

Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Joachim Krause

Bestellungen, Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

**Ev.-Luth. Landeskirchenamt Sachsens, Beauftragter für Glaube, Naturwissenschaft und Umwelt,
(Dipl.-Chem.) Joachim Krause, Hauptstr. 46, 08393 Schönberg,
Tel. 03764-3140, Fax 03764-796761,
E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>**

Die Verantwortung für den Inhalt der „Schönberger Blätter“ liegt allein beim Verfasser.
Verwendung und Nachdruck – auch von Textteilen - nur auf Nachfrage.

12.10.12
© Joachim Krause 2008

(Die folgenden Notizen stammen aus meinem „Jahresbrief“ für das Jahr 2007 – Joachim Krause)

Da mein Sohn C. zu meinem 60. Geburtstag im letzten Jahr und auch zu Weihnachten schmerzlich vermisst wurde, lautete der Beschluss der Familie: „Da fahren wir eben mal hin und besuchen ihn“. C. ließ sich locker auf die angekündigte Invasion ein. Die älteste Tochter B. schloss sich der Reisegruppe gern an. Vor allem aber organisierten die beiden Vielflieger und Übernachtungsprofis die geplante Reiserei perfekt. Vorher gab's noch einige teure Impfereien, wir haben auch eine Menge Medizin mitgeschleppt, die wir dann aber zum Glück gar nicht brauchten. Im Februar starteten wir dann zu unserer dreiwöchigen Fernost-Tour. Wir flogen am frühen Morgen los, erstmal zum „Umsteigen“ westwärts nach Amsterdam, dann aber zielstrebig Richtung Osten, der Nacht entgegen. Auf der Reise gingen uns sieben Stunden „verloren“. Solange noch was zu sehen war, klebte ich am Fenster: Unten zogen vorbei: Tschernobyl und Wolgograd (Stalingrad), später Afghanistan ...

MALAYSIA.

Wir wurden in KUALA LUMPUR am Flughafen von C. abgeholt. Er hatte über seine Firma für uns eine ganze Wohnung besorgt, in einer modernen Wohnsiedlung gelegen. Dort wohnen Mitarbeiter von Firmen aus aller Welt, die sich zu günstigen Konditionen nach Malaysia haben locken lassen, um hier in der Hightech-, Informatik- und Medienbranche tätig zu sein. Die großzügig ausgelegte Wohnung war



ausgestattet mit IKEA-Möbeln, Kühlschrank,

Elektroherd, Bad und WC und was man für sein westlich-verwöhntes Leben eben so braucht. In jedem Zimmer drehten sich Ventilatoren unter der Lampe – wie man das aus Kolonialzeitfilmen kennt; alternativ gab es auch Klimaanlage (die einen bei unsachgemäßer Benutzung nachts bis zu Schüttelfrost herunterkühlen können). Das Leitungswasser, so erfuhren wir, sollte man besser nicht trinken, und so gab's Vorratsgefäße zu 20 Liter, aus denen wahlweise heißes und kaltes Wasser sprudelte. Aus dem Fenster blickten wir über gepflegten Rasen und Rabatten auf einen See, dessen Arme von gewaltigen Brücken überspannt waren, am Horizont grüßten protzige Büro-Paläste, und nicht weit entfernt drehten sich die Kräne über den Baustellen, transportierten LKW Bauaushub von hier nach da. Das hatte viel von echter Bewegung und Aufbruchsstimmung. Zuverlässig (fast) an jedem Nachmittag zog ein schönes tropisches Gewitter über den See. Das war vom Fenster aus prächtig anzusehen, wenn es einen aber im Freien erwischte, war das bereits nach einer Minute ein platschnasses Ergebnis und Erlebnis.

Der erste Spaziergang: Am See vor C.'s Haus traf ich einen Waran, der träge ins Wasser glitt. Die erste Mahlzeit: Ein Essen gabs in der Mensa für 1,50 Euro, der Orangensaft war gewöhnungsbedürftig, und alles chöööön charf !

Mein zweiter Spaziergang (ich war immer mal allein spazieren!) brachte die Erfahrung: heiß! Ich lief etwa einen Kilometer weit zum letzten Stück Palmenwald, das noch „wild“ aussah, rundum gruben und kratzten und planierten Bagger. Meine Oase war natürlich auch nicht etwa unberührter Urwald, sondern der Rest einer Plantage von Ölpalmen. Aber es gab dort Vögel und Schmetterlinge und eine tote Schlange, also vielleicht auch eine lebende ... Ich hatte Angst und wedelte fortan mit einem Stöckchen immer vor mir im Gebüsch herum. Erste Begegnungen mit Malaysiern: Sie waren immer emsig, gaben sich immer Mühe, alles geschah ordentlich, pünktlich, sauber. Vollbeschäftigung sah z.B. so aus: Am Taxi-Stand nahm ein erster Mensch am Tresen den Wunsch zur Kenntnis, dass wir Taxi fahren wollten; er berechnete den (endgültigen und verbindlichen) Preis der Fahrt, trug das Reiseziel auf einem Kärtchen ein und gab uns

eine Nummer. Dann zeigten wir wenige Meter weiter einem dienstfertigen Kontrolleur ordnungsgemäß unser Ticket, woraufhin wir zu einem Taxi geleitet wurden. Dort gaben wir den Fahrschein ab, das Ziel wurde noch einmal vorgelesen und von uns bestätigt, und dann düste das stets klapprige und in der Regel eiskalt klimatisierte „Teksi“ los. Immer gab es fahrerseitig den Versuch eines Gesprächs, was aber nur manchmal erfolgreich gelang. Trinkgelder waren bei Taxifahrten (und anderswo) nicht vorgesehen und wurden auch nicht akzeptiert.

C. wohnte in einer Kunststadt namens CYBERJAYA. Kunst im doppelten Sinne, weil diese Stadt neu künstlich mitten in den Palmenwald gestylt wurde, es gibt dort zwei Universitäten, und eben eine auch für Medien-Kunst usw. C.'s Firma, die Computersoftware entwickelt, hat in der neuen Stadt zu sehr freundlichen Bedingungen sowohl Büroräume als auch Wohnungen für die Mitarbeiter bekommen und deshalb ihren Standort für den asiatischen Raum dorthin gelegt.



Neben CYBERJAYA liegt die neue Regierungszentrale Malaysias, die Stadt PUTRAJAYA, die ebenfalls in den letzten zehn Jahren neu und ein Stück außerhalb der Metropole Kuala Lumpur errichtet wurde; ein Projekt vom Reißbrett, schon im halbfertigen Zustand sehr beeindruckend. Putrajaya liegt an einem künstlich geschaffenen See. Wo früher Palmölplantagen waren, schwingen sich heute ein Dutzend gewaltige Brücken-Bögen über Seen-Arme, die neu in die Landschaft gegraben und geflutet wurden. Im Zentrum erheben sich gewaltige Prunkbauten: Moscheen, Wohnblocks, aber vor allem Regierungsgebäude in einem Gigantismus und einer Pracht, bei der wir in Deutschland sicher erst einmal zwanzig Jahre lang diskutiert hätten, ob das nicht zu großzügig und großkotzig und missverständlich sei ... hier im Tigerstaat Malaysia wird das einfach gemacht!

Vorwärts geht's, Optimismus pur. Im Überschwang sind Prospekte und Stadtpläne gedruckt worden, auf denen verlockende Landschaften und imposante Gebäude eingetragen sind, die in der Realität aber (noch) gar nicht existieren.

Malaysia haben wir als einen entspannten Staat mit dem Islam als Staatsreligion erlebt (dass hinter unseren Touristenkulissen mancher Konflikt sicher auch härtere Konturen annimmt, war uns schon klar, aber eben im öffentlichen Leben nicht zu spüren). Wir haben gelernt, dass kleine Zeichen wie unser „Grüner Punkt“ zu Hause auf den Lebensmittel-Verpackungen Wichtiges mitzuteilen hatte: Die Sachen waren entweder HALAL (das heißt für Muslime genießbar) oder HARAM (z.B. sind europäische Marmeladen oder Haribo-Bären mit Gelatine vom Schwein angedickt - und daher für Muslime verboten).

In Malaysia bezahlt man in RM, das heißt aber nicht Reichsmark, sondern Ringgit (Malaysischer Dollar, 1 RM = 100 Sen (Cent)). Ein Liter Benzin kostete gerade freundliche 45 Euro-Cent.

Kuala Lumpur hat ein modernes und attraktives (und sehr preisgünstiges) Nahverkehrssystem. Es gibt eine normale Eisenbahn, die strahlenförmig die äußeren Stadtteile anbindet. Es gibt zwei S-U-Bahnlinien, die das Netz ergänzen. Und es gibt die so genannte „Monorail“, eine Einschienenbahn, im Grundprinzip so ähnlich vorzustellen wie ein kleiner Transrapid.



Dieses Verkehrsmittel fährt weit oben, manchmal mehr als 20 Meter über Straßen und Häusern. Eine etwa 50 Zentimeter breite „Schiene“ aus Beton ist auf filigranen Trägern verlegt. Der Wagenzug hat unten eine passende, einen Meter tiefe „Kerbe“, und rollt mit seitlich angebrachten Gummirädern auf der Schiene entlang (also handfest mechanisch,

nicht elektro-magnetisch-exotisch). Und an allen Kassen das gleiche Spiel: Ein Uniformierter verkauft die Karten, man geht selbstständig zum Einlass-Tor, das sich erst öffnet, wenn die eingeschobene Karte akzeptiert ist, und dort steht an jedem Kontroll-Gate ein weiterer Uniformierter, der sofort hilft, wenn was „klemmt“. Einmal hatten wir ein falsches Ticket gelöst, wurden vom System als Betrüger entlarvt (peinliches lautes Klingeln!) – und mussten unter Bewachung zur Kasse gehen und gegen Quittung 10 Sen pro Person nachzahlen (etwa 2 Eurocent).



C. führte uns zum Essen in seine Lieblingskneipe (jedenfalls kannten ihn dort alle) nach Chinatown. Eine ganz normale Straße war am Abend über einige hundert Meter Länge zum großen Straßen-Restaurant geworden. Rechts und links gab es die unterschiedlichsten Angebote. Wir speisten zu sechst opulent – für 45 Euro. Es gab Fisch (mit einem besonderen „Stein“ darin), Octopus, Frosch (hab ich probiert – köstlich, wie zartes Hühnchen) und Shrimps und vielerlei Gemüse – und alles chöön charf, was durch das allgegenwärtige Tiger-Beer gemildert wurde. Gefallen hat mir die malaysische Sprache, einerseits mit völlig verrückten Kreationen („Tengkolok Solek Temengggong“ ? – ich habe mich nicht verschrieben), andererseits als geglättetes und vereinfachtes Englisch. Der

Hauptbahnhof hieß so „sentral stesen“, das Taxi „teksi“, der Bus „bas“, direkt erkennbar waren „lif“(t) und „pos“(t), der Zug hieß „tren“, der Bahnsteig „pletfom“ und der Fahrschein „tiket“. Und da alle Ansagen an allen Stationen a) gut zu verstehen und b) immer in zwei Sprachen gemacht wurden, wussten wir bald, was „gute Reise“ heißt, nämlich „Selamat jalan“ (gesprochen: slamat djalan). Man hat offenkundig auch keine zu engen Vorgaben zum Sprachgebrauch, keine Duden-Kommission etwa, die das penibel regelt, und so schreibt eben jeder, wie er's gehört hat, z.B. kann der Name des gleichen Ortes auf verschiedenen Landkarten sehr verschieden aussehen. Einmal war ich mit E. allein in der Stadt, als der Muezzin zum Gebet rief, unüberhörbar durch die quäkende Lautsprecherübertragung. Die Moscheen sind übrigens – auch in den ärmeren Stadtteilen – prächtige farbenfrohe moderne Bauten. Wir standen also vor der National-Moschee, in der an Festtagen schon mal 50.000 Muslime beten. Heute war ein normaler Tag, und wir (Ungläubigen) waren willkommen. E. (als Frau) musste in einen blauen Burnus schlüpfen und ein Kopftuch auflegen, unsere Schuhe blieben draußen, und barfuß schritten wir die Stufen hinauf. Ein freundlicher Erklärer empfing uns und machte uns in englischer Kurzfassung klar, warum und wozu und wie der Islam die einzig richtige Religion ist.



An einem Morgen machte ich mich allein auf den Weg – die Damen geruhten zu ruhen, und bei der normalen Hitze am Tag hatten sie eigentlich weniger Lust. Ich fuhr einfach mit einer der S-Bahn-Linien bis zur Endstation draußen in einer Vorstadt. Und da begegnete mir auch das andere, alte Malaysia: Slum-Reviere mit rostigen Dächern, etwas betagtere Wohnsiedlungen mit engen Gassen zwischen endlosen Zeilen niedriger Häuser, und neueste

„Wohnwaben“ – gigantische Klötze mit über 20 Stockwerken. Überall wurde gebaut. Riesige Schneisen für neue Autobahntrassen waren brutal erst mit dem Lineal auf dem Reißbrett und dann real mit dem Bagger durch die gewachsenen Stadtstrukturen geschlagen worden.

Im Berufsverkehr, in den ich geraten war, fuhren die Bahnen im 2-Minuten-Takt (auf dem Bahnsteig waren Linien gezogen, man stellte sich ordentlich in Einer-Reihen hintereinander auf, ein Uniformierter stand dabei, aber alle machtens ohnehin richtig, und der Zug hielt natürlich mit der Türe zentimetergenau am Strich).

Ein andermal machte ich meine Männer-Single-Sondertour zur Mittagszeit. Ich wollte einfach mal – so nahe am Äquator – sehen, wie ich keinen Schatten mehr habe, und ich wollte nebenbei mal den künstlichen See umrunden. Also setzte ich meinen Hut auf und wanderte den Pfad am See entlang. Ich war der einzige Verrückte, der um diese Zeit frei draußen herumlief, die schwarzen tamilischen Gärtner lagen alle dösend im Schatten, und sie tranken Wasser – ich hatte keines mit, was ich aber erst später schmerzlich bemerkte. Die Sonne stieg, soweit ihr das noch möglich war, mein schöner Weg endete in Schilf und Dschungel. Ich besorgte mir einen Stock und fuchtelte vor mir im Gras herum, um Schlangen zu erschrecken. So gelangte ich auf eine Autobahn, wanderte weiter über Baustellen und eine halbfertige Brücke, auch die in Prospekten so schön dargestellte Moschee entpuppte sich in der Nahsicht als Rohbau. Kein Mensch begegnete mir, kein Auto, kein Tier. Ich wanderte und wanderte. Nach zwei Stunden war ich ziemlich erleichtert wieder bei meiner Klimaanlage. Wie schon gesagt, die Tierwelt hatte ich mir viel üppiger ausgemalt. Überhaupt merke ich überall auf der Welt: was die Vielfalt von Landschaft und Vegetation, Pflanzen und Viehzeug anbetrifft, da leben wir in Deutschland wohl in extrem schönen Verhältnissen. Aber natürlich krabbelte und duftete doch allerhand. Am See vor unserem Haus krochen ständig Warane träge umher. Eine ganze Affenfamilie lauste sich mitten in der City am helllichten Tage auf der Straße. Einmal trafen wir im Mondschein einen Spitzmaulfrosch vor unserem Haus, der hüpfte ganz huschig, etwa wie eine Maus rennt. Manchmal nachts „sang“ es im Zimmer, laut und quäkig. Draußen war

das um diese Zeit die gängige Geräuschkulisse. Und im Lichtkegel der Taschenlampe waren sie zu sehen, die flinken Gekkos, die da grell „gackerten“. Vor unserer Wohnanlage mühten sich jeden Tag dick vermummte (!) dunkle tamilische Männer, scharften in den Rabatten und verteidigten den schütterten englischen Rasen gegen das Hereinbrechen der tropischen Natur-Ur Gewalt. Malaysia hat kaum noch unberührten Urwald, fast das ganze Land ist zu Plantagen umgewandelt worden, in denen Palmöl und Kautschuk für den Weltmarkt erzeugt werden. Ein Stück Mini-Dschungel gibt es dennoch auch mitten in Kuala-Lumpur, auf einem schwer bebaubaren Felsen zu Füßen des Fernsehturms – ein Spaziergang in dieser „Konserve“ hat uns mit seiner Akustik und Schwüle doch einen schwachen Eindruck vermitteln können. Die Pflanzen, die vor unserer Wohnanlage nicht wachsen durften, sahen wir in atemberaubender Fülle und Vielfalt später in Parks, dem „Hibiskus“- und dem „Orchideen-Garten“. Und alle wichtigen Tiere gabs natürlich im National-Zoo zu sehen.



Krönender Höhepunkt der Begegnung mit Malaysias Fauna war das Revier der Schweine. Erstens, weil: das waren die hässlichsten Tiere, die ich bisher gesehen hatte. Und zweitens: Das Gehege war festlich mit Blumen und rotgoldenen Girlanden geschmückt. Man erinnert sich: Es war gerade chinesisches Neujahrsfest, und diesmal begann das „Jahr des Schweines“. Wir hatten auch ein besonders „anrühiges“ bo-

tanisches Erlebnis.

Auf den Gemüsemärkten wurde zwischen vielen bunten Köstlichkeiten auch eine melonengroße schwere grüne Frucht mit sehr harten Stacheln angeboten. „Durian.“ Da klickte es bei mir. In meiner Kindheit hatte ich ein Buch

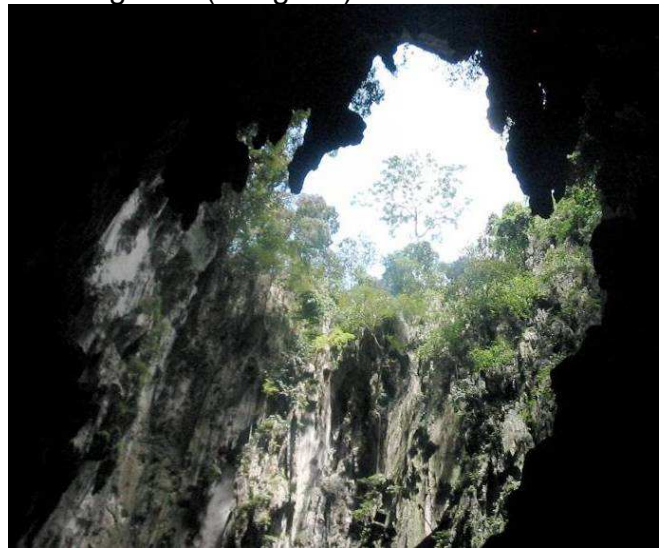


gelesen „Inge auf Sumatra“, und diese Inge hatte in dieser Weltgegend gelebt, und ich erinnerte mich an eindrückliche Schilderungen, wie eine übel riechende Frucht – eben Durian – sich dann doch als

Leckerbissen erwiesen hatte. Also Selbstversuch: Wir schritten zum Obsthändler und erwarben eine Durian-Frucht. Der Händler guckte etwas merkwürdig und nötigte uns, die Frucht heftig zu schütteln (offenbar kann man so erkennen, ob sie auch noch frisch ist). Wir trafen uns anschließend mit C., legten die Tüte in sein Auto und gingen essen. Als wir wiederkamen, öffnete er die Autotür und schrie auf (was nicht seine Art ist) *angenas* (wie heißt das, wenn man nicht wegen des Anblicks, also „angesichts“, sondern wegen des Geruches reagiert?) der üblen Atmosphäre im Auto – so etwa wie uralter Limburger Käse vor die Nase gebunden.

Wir durften trotzdem mit der Frucht nach Hause mitfahren. Dort lagerten wir die grüne Stinkbombe zunächst in zwei Plastetüten verpackt im Kühlschrank – aber nach einer halben Stunde war der Kühlschrank von dem Geruch erfüllt. Die Frucht wanderte über Nacht in die Freiküche. Am nächsten Morgen roch die Umgebung der ganzen Häuserzeile verdächtig. Wir holten das Uding ins Zimmer, schlachteten es mühsam mit Hackebeil und Messer. Es zeigten sich vier Kammern, in denen so eine Art „Embryos“ lagen, Kerne, umgeben von Fruchtfleisch, etwa wie Avocado-Creme. Ich habe den Versuch konsequent zu Ende gebracht, und das Zeug tapfer gelöffelt. Es schmeckte (wenn man sich die Nase zuhielt und den Geruchssinn

ausschaltete) gewöhnungsbedürftig und nicht mal unangenehm – so etwa wie Porree oder Zwiebel püriert mit Traubenzucker. Es gibt ein Foto von E., das sie in deutlicher Abwehrhaltung zeigt. Sie aß lieber Rambutan, farbenfrohe kleine Stachelbällchen, innen wie Birne-Melone-Pfirsich. Zur Abrundung gab es bei diesem Selbstversuch noch „chinesisches Fleisch“, quadratische wurstartige Scheiben, deftig-süß gewürzt, in den Varianten „dried pork“ und „dried chicken“, jeweils mit Minze-Geschmack. Wir haben später gelesen, dass ein Hotelgast, der heimlich Durian mit in sein Zimmer genommen hat, in der Regel die Zimmermiete für zusätzliche zwei Wochen zahlen muss. E. hat die stinkenden Reste unseres Selbstversuchs heimlich in den übernächsten Müllkübel entsorgt. Am Bahnhof charterten wir ein Taxi (man weiß schon: Schalter, Nummer, Einweiser ...) und fuhren weit hinaus zu den „Batu caves“. Das ist eines der weltweit wichtigsten hinduistischen Heiligtümer (überhaupt: es gab neben den Moscheen in Kuala Lumpur auch jede Menge hinduistischer und buddhistischer Tempel und hin und wieder auch christliche Kirchen). Ein Großteil Indochinas besteht geologisch aus Sandstein, und in einer großen Höhle in diesem spröden Material fanden wir nach einem Aufstieg über hunderte prächtiger und steiler Stufen das Heiligtum; mit herrlichem Ausblick hinauf zum Himmel und begackert und bedrängt von (heiligen?) Hühnern und Affen.



Ein andermal wagten wir uns in einen buddhistischen Tempel, wurden freundlich zum „Obermönch“ geleitet und erfuhren mancherlei über diese Religion – dazu gab es Kakao und Chinese-New-Year-Gebäck.

Wir waren zu einer Zeit in Südostasien, wo ein bisschen Ausnahmezustand herrscht. Es war die Zeit des chinesischen Neujahrsfestes (in Vietnam „Tet“), und das ist wie Weihnachten, nur noch gedrängter und inniger und verräucherter als bei uns, und die allgegenwärtigen Farben sind statt grün-rot dort rot-golden. Alle sind auf Reisen, haben familiäre Verpflichtungen und manchmal weniger Zeit für die Nöte von Touristen.

Nach einer Woche Eingewöhnung in asiatisch-tropische Gegebenheiten á la Malaysia stiegen wir zu fünft erneut ins Flugzeug – Richtung Vietnam, Hanoi.

SINGAPUR.

Eigentlich wollten wir zwischendurch eine erholsame Strandwoche einlegen mit Baden und Faulenzen und Korallentauchen (ich hatte mir extra Kontaktlinsen anpassen lassen). Aber wir bekamen kein Quartier mehr (Tet!). So verfielen die bereits gelösten Flugtickets. Und die Entscheidung hieß: Dann fahren wir eben nach Singapur. Ich konnte die Damen überzeugen, die Hinreise mit dem Zug zu machen, um auch mal was von Land und Leuten mitzubekommen. Wir waren ja in den Tropen, also leichte Klamotten eingepackt und los. Das war falsch gedacht, denn im Zug (dem wir über 8 Stunden lang nicht entkommen konnten) war die Klimaanlage auf frostige 15 Grad eingestellt; so viele Hemden zum Überziehen hatten wir gar nicht mit, und da wurde richtig gezittert. Die nächsten drei Tage haben wir dann in unserem Hotel bei 28 Grad die Nächte durchlitten (auch, weil wir zu blöd waren, die Klimaanlagen sinnvoll zu bedienen).

Die Bahnfahrt (sie kostete für 4 Personen etwa 32 Euro) führte uns auf eingleisiger Strecke durch dichten Urwald, meist aber durch Plantagen, in denen die Bäume in Reih und Glied standen. Es waren Pflanzungen von Öl-Palmen und Kautschukbäumen (letztere sehen etwa aus wie ein schütterer Pappelwald). Hin und wieder auf Lichtungen standen Häuser auf Pfählen, manchmal suhlten sich grauschwarze Wasserbüffel (zahn, wild?) in schlammigen Kuhlen. Als wir auf der Brücke vom Festland hinüber auf die Insel Singapur fuhren, begleiteten uns neben der Bahnstrecke drei dicke Stahlrohre. Die bringen das notwendige

Trinkwasser hinüber in die Mehr-Millionen-Metropole – eine echte „Lebensader“ gewissermaßen (und ein politisches Druckmittel; das elitäre Singapur hat sich 1965 von Malaysia abgespalten). Als wir drei Tage später wieder von der Insel wegfuhrten, trafen wir um 5 Uhr in der Frühe Tausende von Menschen, die zu Fuß aus Malaysia herüberkamen, um hier zu arbeiten.



Singapur. Klang exotisch, war aber anders: funktionell, modern, sauber – und langweilig. Das hätte auch jede andere „westliche“ Großstadt sein können. Einmal saßen wir am Flussufer mitten in der Stadt „beim Inder“ (er hatte eigentlich schon ab 2.30

p.m. geschlossen, wir hatten aber jetzt um 2.50 Uhr Hunger – „doesn't matter“, und die Küche ging für uns wieder in Betrieb mit dem vollen Programm), und da habe ich ein Foto gemacht: jeder, der's sieht, denkt: na klar, Berlin, an der Spree. Wenige Jahre früher – so habe ich gelesen – war der ganze Fluss noch eine trübe Brühe, und voller Boote, auf denen Menschen lebten; jetzt ist alles sauber, Dreck und Boat-People sind weg, aber der Fluss ist nicht lebendig.



Die Stadt hat große Gebäude, breite Autostraßen, gepflegte Rabatten und für Fußwanderer weite Wege und wenig Schatten. Um etwas Ruhe zu finden, wanderten wir zu einem See, der auf dem Stadtplan

eingezeichnet war. Als wir den Hügel erklommen hatten, standen wir vor einer drei Meter hohen Stacheldrahtbarriere. Auf Plakaten wurde angedroht: Hier wird ohne Warnung geschossen! Es stellte sich heraus, dass das die Wasserreserve der Riesenstadt war. Aber nicht nur Wasserverschmutzung war strafbar, an allen Ecken hingen Schilder, auf denen drastische Bußgelder angedroht wurden, z.B. 1000 Singapur-Dollar für Rauchen auf dem Klo oder 500 Dollar für das Wegwerfen von Papier auf der Straße. Folglich gab es tatsächlich keinen Müll (jedenfalls nicht zu sehen, ich habe mich gefragt, wie diese Stadt auf der Insel mit dem real existierenden Müll fertig wird, Export hinüber nach Malaysia?). Alle Klos in Singapur waren immer verstopft (obwohl Menschen in Asien das Klopapier in einen extra Eimer werfen und nicht in die Spülung).

Spannend war ein Besuch im Asian Civilisations Museum. Da bekam man mal ein Ahnung davon, in welcher Vielfalt sich Kulturen auf diesem Kontinent vermischt haben, wo ihre Ursprünge liegen, welche Bräuche wohin gehören, wie es den Religionen gelungen ist, miteinander zu leben.

Auch spannend war ein abendlicher Besuch in „Little India“, einem kompakten Viertel mit kleinen Häusern an engen Straßen, ein Laden neben dem anderen, lebendig, unaufgeregt, bunt. Dazwischen immer wieder die Geschäfte von „Heiratsvermittlern“, die von der Beschaffung der „richtigen Braut“ bis zum Hochzeitsstrauß und Fest-Diner für die traditionsbewusste indische Familie auch heute noch alles regeln. Und auch die Ess-Sitten waren sehr authentisch. Die (auf Verdacht, aus einer nur in indischer Sprache verfügbaren Speisekarte) bestellten Gerichte wurden auf je einem Bananenblatt serviert. Vor mir lagen darauf drei verschiedene Gemüsehäufchen, ein Mix aus gebratenen Fischen und vier kleine Soßentöpfchen (chööön charf natürlich), dazu ein Berg Reis – und ständig lief ein lächelnder Mann durchs Lokal und füllte auf, wenn da was knapp zu werden drohte. Man musste sich richtig ein bisschen wehren gegen die fürsorgliche Zwangsfütterung. Und wir lernten endlich kennen, was „Eis-Tee“ im Original ist: Dabei wurde ein frisch gekochter, heißer Tee serviert, und in die tief-orange Köstlichkeit warf man selbst nach Bedarf Eiswürfel (und Zucker und Sahne).

Ein solches Essen kostete in Singapur etwa 50

Euro für vier Personen.

Überall räucherte es und festlich gekleidete Menschen wuselten in den Tempeln vor den Altären: Auch in Singapur wurde das chinesische Neujahrsfest gefeiert und das bedeutete ein wenig Ausnahmezustand.



Wir wohnten in einem katholischen Hostel, einer Art Jugendherberge, in der Waterloo-Street, auf der Straße unserem Hochhaus gegenüber lagen eine Synagoge, die Tanzschule des National-Theaters, ...

Die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln war gewöhnungsbedürftig und hochmodern zugleich: Man kaufte ein U-Bahn-Ticket für 2,50 Dollar, konnte aber gebrauchte Tickets nach der Fahrt in einen Automaten stecken und bekam 1 Dollar wieder, und die Tickets funktionierten mit Sensor über Funkfernkontakt und konnten deshalb an der Kontrollschranke in der Jackentasche bleiben.



Zu Erholungszwecken hat sich die Insel-Metropole Singapur noch ein Eiland künstlich

aufschütten lassen, Sentosa genannt. Wir hätten auch mit einer Monorail-Bahn von Insel zu Insel fahren können, gingen aber irrtümlich zu Fuß über eine lange Brücke, und das verhalf uns zu der Entdeckung, dass im Kanal zwischen den Inseln eine richtig heftige Strömung herrschte. Drüben auf Sentosa unternahmen wir eine Wanderung auf dem „Dschungelpfad“, waren sehr allein, weil alle anderen Besucher sich fahren ließen, und bewunderten wilde Bäume und flohen vor ganz echten großen Spinnen. Das meiste auf Sentosa war erkennbar künstlich. Sandstrände, Lagunen mit kleinen Inselchen, nett gemacht – aber böse, wie ich bin, habe ich mich durch Hinschwimmen überzeugt, dass die sehr imposanten Felsbrocken, aus denen die dekorativen Inselchen aufgetürmt waren, im Wirklichkeit aus einer Art Beton-Pappmache bestanden, gehalten von rostigen Stahldrähten, die an manchen Stellen schon freilagen. Das Badewasser hatte gefühlte 30 Grad Temperatur, die Tropensonne prasselte, und am Abend hatte ich einen ganz fetten Sonnenbrand. Am nächsten Morgen war 4 Uhr früh Aufstehen angesagt, Marsch zum Linien-Taxi, das wir vorbestellt hatten, und das uns nun 40 Kilometer weit quer durch Singapur und über die Grenze nach Malaysia beförderte. Alle Reiseformalitäten erledigte der Taxifahrer für uns. Von Johor Baharu (so der Name auf der Landkarte; auf dem Flugschein steht: Jahor Bahru) auf der malaysischen Seite aus flogen wir in einer Dreiviertelstunde wieder „nach Hause“, nach Kuala Lumpur.

VIETNAM.

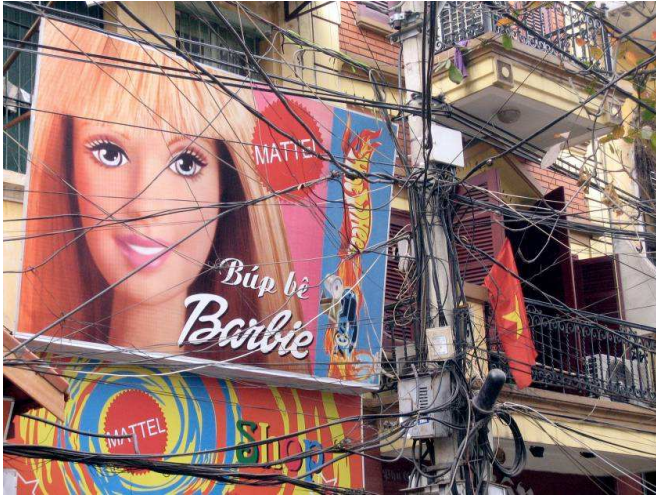
Woran denke ich zu Hause beim Stichwort Vietnam? Vietnamkrieg, Ho chi Minh, die Vietnamesen bei uns in Deutschland ... Natürlich habe ich vorher erstmal ein bisschen gelesen - und gestaunt. Vietnam ist über 2.000 Kilometer lang, und von der Fläche her etwa so groß wie Deutschland. Das Land hatte 1960 etwa 30 Millionen Einwohner, am Ende des Vietnamkrieges 1975 waren es 50 Millionen, und heute sind es etwa 85 Millionen. Vietnam ist ein „junges“ Land: Über die Hälfte der Einwohner sind unter 20 Jahren alt. Hanoi hat etwa fünf Millionen Einwohner. Und gezahlt wird hier in „Dong“ oder auch gleich in US-Dollar (1 US-Dollar = 16.000 Dong; dieser

Umrechnungskurs führte dazu, dass wir bei jedem Gang zum Bankautomaten „Millionäre“ waren – 2 Millionen Dong gab's für 100 Euro). Wir überflogen Thailand und Kambodscha. Am Hanoi Flughafen waren zunächst anstrengend viele Uniformierte zu sehen, aber die taten nur so und hatten keine wirkliche Macht. In den folgenden Tagen erlebten wir immer wieder diese merkwürdige Diskrepanz zwischen dem offiziellen Anspruch eines kommunistisch-obrigkeitlichen Staates mit straff-militärisch-organisierter Vergangenheit – und der hilflosen Wirklichkeit z.B. was die Autorität von Polizisten im Verkehrschaos betraf. Aber das öffentliche Leben läuft dennoch erstaunlich zahn und (selbst-) diszipliniert ab.



Wir fuhren dreißig Kilometer weit mit dem Taxi in die Stadt Hanoi hinein. Erster Kontakt mit Marktwirtschaft á la Vietnam: Obwohl am Flughafen ein fester Fahrpreis vereinbart worden war, machte uns der Fahrer beredt klar, dass doch jetzt das „Tet-Fest“ gefeiert würde, und das sei doch wohl ein paar Dollar Aufschlag wert ... Fuhren wir zunächst auf breiten Autobahnen, verengten sich später die Straßen immer mehr. Mopeds und Roller tauchten in immer größerer Zahl auf, hupten dauernd (ein Geräusch, das uns in den nächsten Tagen ständig begleitete), überholten mal rechts, mal links. Die armen Gefährte waren schwer beladen, mit ganzen Familien (ich habe bis zu fünf Personen gezählt!), mit Kästen voller Geschirr, mit Dutzenden von Hühnern in Käfigen, mit 2 Meter hohen Apfelsinenbäumchen im Topf, voller goldener Früchte ... In der Altstadt war der Verkehr endgültig zum Chaos geworden. Ampeln wurden nur bedingt beachtet, in Einbahnstraßen fuhr man schon mal in die „falsche“ Richtung, Linksabbieger

schlängelten sich mutig durch den Gegen-



verkehr, motorisierte Roller, in 10er-Aufstellung nebeneinander gleichzeitig auf der Gegenseite der Kreuzung starteten. Aber es passierte nie etwas – einmal ist in den fünf Tagen in meiner Nähe ein Moped umgefallen.

Wir wohnten in einem „Hotel“ mitten in der Altstadt – in der Nähe des „Kiem-Sees“. Das war ein typisches Altstadtthaus. Die sind nur drei bis vier Meter breit, aber durchaus 3 bis 5 Stockwerke hoch und gehen bis zu 80 Meter tief nach hinten. Ein oder zwei Lichtschächte sorgen für Beleuchtung, aber viele Räume haben keinen direkten „Außenkontakt“. Das führte bei einem Schlafzimmer wie dem unseren, fensterlos, in dem die Klimaanlage zwar vorhanden war, aber nicht funktionierte, zu beklemmenden und schwitzigen Erfahrungen. Aber jedes Haus hat bei dieser Bauweise einen Zugang zur Straße. Wo früher vielleicht das schönste Zimmer der Wohnung war, hat heute jedes Haus ein Gewerbe eingerichtet: jeder will irgendetwas verkaufen, oder bietet Reparaturen an – oder betreibt eben ein Mini-Hotel. Das Leben der Familien findet vor dem Haus statt. Man (und frau) hockt einfach so oder auf einem Plastehocker (Miniausführung wie bei uns im Kindergarten), einen Meter entfernt tobt das Moped-Chaos (vielfach wohl zweckfreies Fahren im Kreis herum), am Straßenrand ist ein Rinnstein, in dem alles „rinnt“, was so aus den Häusern kommt, dazwischen kocht Großmutter was für die eigene Familie, aber auch Vorüberkommende können da Platz nehmen und gegen Entgelt was essen. Überspannt wird die ganze Szenerie von einer irrsinnig anmutenden Verkabelung. Hunderte von schwarzen Stromleitungen schwingen sich wirt längs und quer in Bündeln durch die Straßenschluchten – ob da jemand den

Überblick hat, wie wird da abgerechnet? Schwächliche Frauen (nie Männer) balancieren schwer beladene Schalen an Tragehölzern auf ihren Schultern und verkaufen Obst und Gemüse und andere Dinge des täglichen Bedarfs direkt auf der Straße. Und über alledem lacht ein riesiges Barbie-Plakat, und unten tobt der Probe-Kapitalismus, in dem es auch Ho-chi-Minh-Plakate und Militär-Helme zu kaufen gibt. Aber die Leute gucken zufrieden.

Etwa 60 Straßen in der Altstadt Hanoi sind danach benannt, welche Produkte dort früher hergestellt und gehandelt wurden. Auch heute noch gibt es in der „Bambus-Straße“ vorrangig Leitern und Gerüste und Betten usw. aus Bambus zu kaufen, oder in der „Zinn-Straße“ wird überall an Töpfen und Kannen gehämmert und gelötet.



Die Zeit, als alle Vietnamesen Fahrrad fuhren, ist vorbei. Der japanische Hersteller HONDA baut einen Roller speziell für arme asiatische Länder, der kostet 500 Dollar und ist ein für viele erreichbarer Luxus (inzwischen kommen auf 5 Millionen Einwohner der Stadt 2 Millionen Roller). Wir sind trotzdem auf die traditionellen „Cyclos“ gestiegen, mit dem schlechten Gewissen des reichen „Westlers“. Diese Fahrrad-Rikschas werden von drahtigen älteren vietnamesischen Männern per Pedale bewegt, und der Fahrgast sitzt vorn – das bedeutet schöne Aussicht, aber auch kribbelige Gefühle, wenn auf einer mehrspurigen Hauptstraße kühn und zielstrebig links abgebogen wird, gleichzeitig aber im Gegenverkehr Hunderte von Mopeds starten. Eine solche Cyclo-Tour brachte uns zum „Literaturtempel“. Dort ist schon 1076 eine Universität gegründet worden. Ein andermal ließen wir uns zum Ho-chi-Minh-Mausoleum radeln, und weil gleich geschlossen wurde, hieß es „quick, quick“. Wir mussten uns mit den anderen Besuchern unter uniformierter Aufsicht ordentlich in Zweierreihen aufstellen.

Dann schritten wir gemessen-feierlich auf rechtwinkligen Wegen unter Führung eines Offiziers in den Betonbau, dort herrschten Kühlschranks-Temperaturen, und flink-geordnet defilierten wir vorbei an der weiß-erleuchteten Mumie des National-Patriarchen.



Wir besuchten auch das benachbarte Militärmuseum. Im Freien waren Reste amerikanischer Bomber zu Schrott-Monumenten aufgetürmt, im Inneren erinnerten Ausstellungen an manches, was mich in den 60er und 70er Jahren schon sehr bewegt hatte. Leid und Heldentum sind im Museum aber irgendwie schwierig stimmig darzustellen. Unser 17-jähriges „Kind“ K. war sehr bewegt und betroffen von diesen Zeugnissen und Berichten erst *kürzlich hier* geschehener Gewalt und stellte betroffen fest: „Das haben wir in der Schule überhaupt nicht behandelt.“

Wir hatten bei unseren Ausflügen in der Stadt schon mehrmals Eisenbahnschienen überquert. Sie waren eingleisig und einfach zu ebener Erde quer über die Straße verlegt, und der Schienenstrang führte durch enge Straßenschluchten. Und ich wusste ja, dass Hanoi an einer wichtigen Hauptstrecke liegt, die von Ho-chi-Minh-Stadt im Süden herkommt und nach China weitergeht. Sollte das etwa ... ? Der Hauptbahnhof war auf dem Stadtplan zu finden, also los zur Aufklärung. Es war ein echtes Highlight, dann wirklich Eisenbahn á la Hanoi zu erleben. Wir postierten uns an einer Stelle, wo eine Hauptstraße die vermutete Eisenbahnstrecke überquerte. Das Gleis war ein Stück weit einzusehen, beidseitig dicht von hohen Häusern eingerahmt. Auf den Schienen saßen Menschen beim Essen, andere wickelten irgendwelche Geschäfte ab oder bastelten an ihren Mopeds. Dann ertönte – noch in der Ferne – ein Signalhorn. Auf der Kreuzung entstand Hektik. Beamte zogen ihre Uniformjacken an, schoben Trenngitter quer

über die Straße, um den Strom der Mopeds zu stoppen. Es tutete immer neu, und dann erschien der „Wiedervereinigungsexpress“ hinten in der Häuserschlucht, die er vollständig ausfüllte. Die Leute auf den Schienen traten beiseite, und der Zug mit 12 Waggons rumpelte über die Kreuzung. Auf der anderen Seite ging ein Stahltor auf, das die Einfahrt zum Bahnhof freigab. Das Tor schloss sich, die Sperr-Gitter wurden zurückgerollt, und die Straße gehörte wieder den Mopedfahrern.

Wir haben auch einen Ausflug in die Umgebung Hanois gemacht und die „Parfümpagode“ etwa 60 Kilometer südlich besucht. Wir hatten in einem „Reisebüro gebucht“, aber der Start war recht improvisiert. Eine fescche Dame fuhr mit dem Motorroller von „Hotel“ zu „Hotel“ und chauffierte die Teilnehmer einzeln zum Sammelpunkt. Mit anderthalb Stunden Verspätung setzte sich der Bus in Bewegung. An der Ausfallstraße habe ich bei Hausnummer 1035 aufgehört mitzuzählen. In den Außenbezirken waren die Häuser schmucker als in der Altstadt. Wir fuhren zunächst auf einer Autobahn durch die fruchtbare Ebene. Reisfelder, Reisfelder. Im Vorüberfahren bekam man eine kleine Vorstellung, was Reisanbau ist. Die Reispflänzchen werden zunächst in Saatbeeten kultiviert. Dann wird jedes einzelne Pflänzchen mit der Hand in den überfluteten Feldboden verpflanzt. Auch Dünger wird von Hand gestreut. Die einzelnen Felder sind durch kleine Mauern aus (ungebrannten) Lehmziegeln voneinander getrennt; das Material wird gleich nebenan mit dem Spaten abgegraben. Damit immer der richtige Wasserstand auf dem Feld hergestellt wird, stehen zwei Menschen (ich habe nur Frauen gesehen) an den Wassergräben zwischen den Feldern und schöpfen mit einem gemeinsam an Stangen bewegten Schöpfgefäß Wasser hinüber. Ich habe gelernt, dass in einer Region, in der Reis angebaut wird, eine strenge Regelung (organisatorisch und wasserbautechnisch) der Wasserführung lebensnotwendig ist. Viele Tausend Bauern sind darauf angewiesen, dass der Wasserstand im Fluss ständig berechenbar auf dem richtigen Niveau gehalten: Überflutung zur Unzeit muss genauso verhindert werden wie eine ausreichende Wasserhaltung für trockene Zeiten zu sichern ist. Das klappt nur, wenn ALLE sich verantwortlich fühlen und ihren Beitrag leisten. Und das klappt hier schon seit Tausenden von Jahren.

Später bogen wir von der Autobahn ab, und unser Bus rumpelte über Dämme zwischen den Feldern. Wir fuhren durch ärmliche Dörfer, in denen sich überall fröhliche Menschen drängten. Die Fahrt endete in einem Hafen. Die „Parfümpagode“ – gelegen auf einem heiligen Berg in einer Grotte - ist nur per Boot erreichbar.

Das heißt, jeder, der hinüber will, und alles, was drüben benötigt wird – Baustoffe, Nahrungsmittel, Trinkwasser, Menschen - muss auf Ruderbooten transportiert werden! Wir kamen exakt einen Tag vor Beginn der jährlich stattfindenden Wallfahrt zur heiligen Pagode. Hunderttausende von Pilgern wurden erwartet, und dafür liefen die Vorbereitungen auf



Hochtouren. Im „Hafen“, einem Flussarm, stauten sich Tausende von roten Booten aus Stahlblech. In eins davon stiegen wir ein, und ein junger Mann ruderte uns dann eine Stunde lang den Fluss entlang (ob hinauf oder hinunter, war nicht auszumachen, da im Reisanbaugebiet ein „Fluss“ nicht wirklich fließt, sondern praktisch ein stehendes Gewässer ist). An der Anlegestelle am Zielort sah alles ein bisschen nach Oktoberfest aus: Ein „Lokal“ stand neben dem anderen, das tragende Gerüst gefertigt aus Bambusstangen, blechbedacht, die Wände mit Plasteplanen verpint. An der Hinterwand jedes Raumes waren viele Säcke mit Reis gelagert für die erwarteten Pilgerscharen.

Wir pilgerten gewissermaßen „Probe“. Der Weg erwies sich als recht beschwerlich, führte steil bergan über Kalksteinklippen. Rechts und links der uralten ausgetretenen Stufen standen „Kiosk-Buden“, abenteuerlich in die steilen

Hänge „gehängt“; Fernsehgeräte liefen, Musik dröhnte.

Auf dem Heimweg habe ich mich von einem Händler überreden lassen, und er presste mir mit einem Spezialgerät erfrischenden Zuckersaft direkt aus Zuckerrohr (das sieht aus wie ein trockener verholzter Maisstängel). Das hat interessant geschmeckt, und im Hafen habe dann auch noch Kokosmilch getrunken, direkt aus der Originalverpackung – dabei wird eine grüne Nuss oben aufgeschlagen, das Trinkröhrchen hineingesteckt, und: Wohl bekomms!

Entdeckungen auf der Rückfahrt:

Vietnamesische Häuser waren auch auf dem Dorf, wo doch eigentlich keine Platznot herrscht und die Häuser auch einzeln stehen, oft nach dem gleichen Prinzip gebaut wie „unsere“ Hanoi-Altstadt-Häuser – 4 Meter breite Vorderseite (farbig, schmuck mit Strukturelementen gestaltet), einige Stockwerke übereinander, und dann geht das Haus 15 und mehr Meter nach hinten (die Seitenwände bleiben betongrau-hässlich). Mitten in den Reisfeldern waren die Steinmale von Begräbnisstätten zu sehen. Braune, saubere, wohlgenährte Rinder grasten auf den Dämmen - jedes Tier bewacht von einem persönlichen Betreuer. In den Dörfern gab es auch Fischteiche.

Bei der Rückkehr nach Hanoi war das Tet-Fest in vollem Gang. Man „zeigte“ sich. Da habe ich z.B. den ersten 7er BMW gesehen. Elegant gekleidete junge Damen, pastellfarbenseidengewandet, ließen sich in eleganter Seitwärtsposition auf dem Hintersitz der Roller chauffieren, manche erledigten tatsächlich während der Fahrt noch elegant ihre Maniküre.



Ehrwürdige alte Damen trippelten im dunklen, schweren Brokatkleid über die Straße. Alte Menschen machten auf mich manchmal den Eindruck, als seien sie in der „neuen Zeit“ noch gar nicht angekommen; ihr Alltag lief noch so weiter, wie das vor einigen Jahrzehnten gewesen war, und wenn sie schon mal auf die Straße mussten, liefen sie einfach los, die Moped-Lawine stoppte irritiert, und sie kamen immer sicher drüben an. Ganze Familien – bis zu fünf Personen auf einem Roller – fuhren auf Besuch zur Verwandtschaft. Die Zimmer zur Straße hin – sonst als Läden genutzt – zeigten festlich gekleidete Familien beim Feiern. Fast in jedem Haus war ein Hausaltar aufgebaut. Fahnen mit intensiv leuchtenden Farben wiesen den Eingang zu Tempelchen und Pagoden. Dort herrschte jetzt reger Betrieb, überall qualmten Räucherstäbchen, (Spiel-) Geld wurde symbolisch verbrannt, und (richtiges) Geld wurde gespendet (die Mönche leben ausschließlich von Spenden). In Straßenecken fanden Glücksspiele mit Karten statt (dabei ging es um richtig viel Geld, in einer Runde wechselten durchaus einige Millionen Dong den Besitzer).

Und überall roch und brutzelte es appetitlich. An diesem Abend habe ich endlich verstanden, wie die transportablen Kocher auf der Straße funktionierten. Die zylindrischen Geräte sind etwa 30 Zentimeter hoch und haben 15 Zentimeter Durchmesser. Drinnen glüht ein grelles Kohlefeuer. Beim Wechsel des Brennstoffs wird von oben eine Zange eingeführt. Zwei glühende Zylinder aus (Holz-)Kohle, die aneinander haften, werden herausgezogen, auf der Straße abgelegt und mit einem Messer voneinander getrennt. Dann kommt der bisher oben gelegene Teil, der weniger verbrannt ist, nach unten in das Öfchen, ein neuer schwarzer Kohlezylinder (mit Längs-Bohrungen versehen) wird oben drauf gesetzt. Das so erzeugte Feuer brennt langsam und gleichmäßig und erhitzt all die Töpfchen und Wasserkessel und Pfannen. In einer richtigen vietnamesischen Kneipe habe ich mir dann wenigstens noch einen Wunsch erfüllt. Eigentlich wollte ich ja auch mal Hund und Schlange essen, aber das sah dann vor Ort doch etwas gewöhnungsbedürftig aus.

Aber hier stand Skorpion auf der Speisekarte, und den habe ich bestellt – und gegessen. Die vier schwarzen Tierchen sahen zwischen roter Sauce und Grünzeug sehr lecker aus,



knabberten sich wie knuspriges Knabbergebäck, und es schmeckte etwa so, wie's beim Zahnarzt riecht ... Ein gutes Essen mit allem Drum und Dran kostete in Hanoi für fünf Leute etwa 30 Euro.

Um Mitternacht – es war ja Silvester hier – drängten sich sicher eine Million Menschen um den See im Stadtzentrum. Da die eigentlich ortsübliche und beliebte chinesische Art der Feuerwerkerei sich zunehmend als lebensgefährlich erwiesen hatte, ist in Vietnam solches Tun vor einigen Jahren verboten worden. Und erstaunlich – fast alle hielten sich daran. Es war höchst beeindruckend, so viele Kinder und Jugendliche so „zähm“ zu erleben. Und als dann um Mitternacht die Explosionen des amtlichen staatlichen Feuerwerks den Himmel durchzuckten, war aus allen Kehlen ein dankbares, richtig schön kindlich-staunendes Aah und Ooh zu vernehmen.

Am Morgen danach war Hanoi Tristesse pur. Die Gitter vor den Geschäften blieben unten, der Glimmer des Festes wurde als glitzernder Müll zusammengekehrt, und wir waren froh, überhaupt eine geöffnete Gaststätte zu finden. Auf der Terrasse war es angenehm luftig und kühl. Das ist deswegen erwähnenswert, weil es im Hanoier Winter immer neblig-diesig war, schwül, feucht – und die Mopedabgase und die offenen Feuer am Straßenrand sorgten für kratzigen Smog.

Passend zur Katerstimmung trafen wir auf einen Trauerzug, den ich so eher in New Orleans erwartet hätte: In einer Seitenstraße fuhren zwei kleine Busse vor, rundum üppig mit

Der feierliche Marsch ging nur knapp 20 Meter weit, bis die Kreuzung zur Hauptstraße erreicht war, dann wurde alles (nebst Sarg) wieder eingepackt.



Blumen geschmückt. Aus dem ersten Gefährt wurde ein Sarg getragen. Davor stellten sich zwei Mädchen auf, die ein gerahmtes Foto des Verstorbenen trugen. Hinter ihnen reihten sich drei Musiker ein, der eine mit einer „Tröte“, der andere mit einem geigenartigen Instrument, das aber nur mit einer Saite bespannt war, und der dritte mit einer Trommel. Sie begannen, ein getragenes Musikstück zu intonieren, und mit gemessenem, etwas schaukelndem Schritt setzte sich die Trauergesellschaft in Bewegung.

Mein Länder-Fazit:

- Malaysia: Ein Land im „gewollten“ Umbau.
- Vietnam: Ein Land im Strudel des globalen Wandels.
- Singapur: Ein Land mit „gelungener“ Anpassung an den Westen.

Und in allen drei Ländern leben Menschen, denen es zwar objektiv schlechter geht als uns, die aber durchweg entspannter wirkten und glücklicher guckten als die meisten meiner Landsleute, weil es ihnen viel besser geht als noch vor 20 oder 10 Jahren.

